

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

31. Mittwoch, am 18. April 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Deutsche Viertel-Jahrschrift. Erstes Heft. 1838. Stuttgart und Tübingen. Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. (VI und 388 S. gr. 8.)

Von ganzem Herzen heißen wir diese neue Zeitschrift, die sich eine so treffliche Aufgabe gestellt und bereits im ersten vorliegenden Hefte so wacker mit Lösung derselben begonnen hat, auf dem Gebiete deutscher Journalistik willkommen. Obschon die Herausgeber der deutschen Vierteljahrschrift sich weder auf dem Titelblatte, noch am Schlusse der Vorrede nennen, ja sogar in letzterer der Gedanke an eine Redaktion im engern Sinne des Worts ausdrücklich abgelehnt wird, so dürfen wir doch aus den literarischen Notabilitäten, die wir unter den Mitarbeitern finden, mit Recht schließen, daß das Unternehmen von ehrenwerthen und tüchtigen, auf der Höhe der Zeit stehenden Männern geleitet werde.

Deutschland, heißt es im Vorwort, hat keine alle beherrschende Hauptstadt zum Mittelpunkte, wo die ausgezeichnetsten in allgemeiner Bildung mit den für ein Wissen vollständig ausgebildeten Fachgelehrten sich zusammensinden, wo Entdeckungen und die Brauchbarkeit derselben für des Lebens Bedürfnisse und verschiedene Ansichten sogleich in gemischten Kreisen durchgesprochen oder verarbeitet werden. Deutschland darf sich eines gewissenhaften Betriebs der Wissenschaften rühmen, aber seine literarischen Notabilitäten waren häufig mit dem Trefflichsten, was sie hätten geben können, nur an sich selbst oder höchstens an einige gleichgesinnte Freunde gewiesen. Aus diesem Grunde mangelt es auch in Deutschland an praktisch umfassenden und vorarbeitenden Zeitschriften. — Dennoch stellt das Bedürfnis übersichtlicher Darstellungen der literarischen und praktischen Strebungen, ihres Erwerbs, ihrer wechselnden Richtungen und Verirrungen sich täglich dringender dar, je größer die Masse der jährlich erscheinenden Schriften wird. Wenn ferner in Deutschland das Kapital des Wissens größer und der Drang nach Erkenntniß stärker ist, als in den Nachbarländern, so ist von Seiten der Berufsgelehrten gewiß die Nothwendigkeit gegeben, sich der praktischen Bildung in demselben Maße zu nähern, in wel-

chem diese sich zur klaren Erkenntniß steigert. Die sichtliche Hinneigung zu materiellen Interessen bildet eine Klasse, welche auf persönliche Unabhängigkeit gestellt ist und allgemeine Kenntnisse mehr, als je bedarf. Unsere Gewerbe fordern anhaltende Beschränkung auf ein Fach; der Mann aber, welcher sich hinaufgearbeitet hat, kann nur durch allgemeinere Bildung Geltung finden. In allen Berufen ist die Zeit mehr als je in Anspruch genommen, und zugleich soll man, ja muß man sich über alles in Kenntniß erhalten, was das Reich der Geister bewegt.

Dieses Bedürfnis will die deutsche Vierteljahrschrift zu befriedigen suchen, indem sie deutsche Gründlichkeit mit praktischer Tüchtigkeit verbindet. Sie bezweckt eine Reihe von Aufsätzen, welche die praktischen Fragen feststellen, sie zusammenfassend und berichtend behandeln, leading articles für den jeweiligen Standpunkt des geistigen Lebens, nicht aufgefaßt im Geiste eines Tageblatts, sondern in dem einer Viertel-Jahrschrift, also mit Entfernung der Leidenschaften des Tages, mit besonnener Beachtung des Nothwendigen und Wichtigern, vor allem aber mit der ruhigen Betonung, welche der Wissenschaft ziemt und mit welcher der guten Sache allein gedient werden kann.

Nachdem wir somit die Tendenz der Zeitschrift unsern Lesern mit Klarheit dargelegt zu haben glauben, gehen wir zur Anzeige der in diesem ersten Quartalheft enthaltenen elf Aufsätze über:

1) Ueber alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerika's. Von Eduard Pöppig. (S. 1—40.)

Die neu aufblühenden Staaten im Westen Südamerika's, sagt der rühmlichst bekannte Verfasser, haben in neuester Zeit den speculativen Handelsgeist des Euro päers wieder in hohem Grade auf sich gezogen und zu mannichfachen Projecten zur Eröffnung einer schnellern Verbindung mit ihnen Anlaß gegeben. Es verdienen diese Entwürfe um so mehr zur Sprache gebracht zu werden, als man von ihrer Ausführung eine außerordentliche Umwandlung aller bestehenden Verhältnisse erwartet, welche die Aufmerksamkeit aller Gebildeten erweckt hat.

Die Verbindung der Colonien auf der Westküste Süd-Amerika's, ist mit Europa bisher auf drei Wegen

unterhalten worden: 1) über die Landenge von Panama, 2) um Cap Horn und endlich 3) auf den Landwegen über Karthagena nach Quito und Lima, oder durch Buenos-Ayres und Ober-Peru. In der frühern Zeit der spanischen Herrschaft nahm der Hauptzug des Handels den ersten der genannten drei Wege, weil man bei dem damaligen unvollkommenen Stande der Nautik die Umschiffung des Cap Horn für höchst gefährlich ansah, der Weg durch das Innere des Continents aber in reißenden, brückenlosen Strömen, wasserarmen Steppen und hohen Gebirgsjochen die größten Schwierigkeiten fand. Mit der allmählig vermehrten Sicherheit der Schifffahrt ward jedoch der Wasserweg um die Südspitze der Halbinsel immer häufiger benutzt, besonders seit man die Passirung der Magellansstraße noch der Umsegelung des Cap Horn hatte vorziehen lernen. Mit dem Freiwerden der Colonien nahm der Handel diese naturgemäße Richtung auf so entschiedene Weise, daß die Geschäfte über die Landenge von Panama nach Südamerika kaum noch Erwähnung verdienen.

Der empfindliche Zeitverlust und Kostenaufwand, welcher bei dem Wege über den Isthmus stattfand, hatte schon frühzeitig Pläne zur Abhilfe veranlaßt, die sich auf Anlegung breiter gangbarer Straßen beschränkten, aber nie zur Ausführung kamen. In neuester Zeit ist jedoch der großartige Gedanke einer Durchstechung der Landenge aufgefaßt worden, wodurch einerseits die Verbindung Europa's und der Vereinigten Staaten mit Südamerika, andererseits aber auch zugleich mit China erstaunlich abgekürzt werden müßte. Bolivar sendete in dieser Absicht im Jahre 1827 den englischen Ingenieur Loyd dorthin, durch dessen Arbeiten es zur Gewißheit erhoben wurde, daß die Grabung eines Kanals die menschliche Kraft und die Mittel irgend eines Staats übersteigen würde, daß aber eine Eisenbahn, wenn auch mit Schwierigkeiten, ausführbar sey, um das atlantische Meer mit dem stillen Oceane zu verbinden. Ist die Unmöglichkeit der Durchstechung so absolut dargethan, wie es uns der kenntnißreiche Pöppig hier versichert, so ist es in der That auffallend, daß die Regierung von Guatimala jetzt dennoch, wie wir kürzlich aus den öffentlichen Blättern erfuhren, die Grabung des Verbindungs-Kanals wirklich betreiben läßt.

Der Verfasser würdigt nun noch die Hindernisse, welche der Anlegung einer Eisenbahn auf dem Isthmus entgegenstehn würden, und geht sodann zu dem zweiten neuen Hauptproject über, welches eine Verbindung mit dem Westen durch das Innere auf dem Amazonenstrom beabsichtigt. Auch dieser Plan wird mit vielen triftigen

Gründen bekämpft, und das Resultat gezogen, daß jener großartige Strom wohl einst in späteren Zeiten eine zweckmäßige merkantile Verbindung der südamerikanischen Staaten, welche er durchfließt, nie aber eine Straße des Welthandels vermitteln dürfte.

2) Das Steinkohlen-Gebilde in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. Von K. E. v. Leo-Hard.

Wenn man die öffentliche Meinung in unsern Tagen mit Recht zum Range einer politischen Macht erhöht hat, so kann man gewiß eben so richtig mit Beziehung auf Industrie und Handel, die Steinkohle eine materielle Macht nennen.

In einer Reihe interessanter Untersuchungen behandelt der Verfasser das Alter des Steinkohlenbaues, den Reichthum dieses Fossils in verschiedenen Staaten, die jährliche Production und Consumtion desselben, das naturgeschichtliche Vorkommen der Steinkohle, das Technische ihres Bergbaues, und schließt endlich mit Beantwortung der Lebensfrage: Hat man eine baldige Erschöpfung der Steinkohlenlager zu fürchten?

Es würde unmöglich seyn, dem Gange dieser anziehenden Untersuchungen hier genau zu folgen; wir beschränken uns vielmehr darauf, einige flüchtige Notizen herauszuheben, welche den Leser wenigstens auf den Reichthum und die Gediegenheit des Gelieferten aufmerksam machen dürften.

Großbritannien besitzt vor allen europäischen Ländern den größten Ueberfluß an Steinkohlenlagern, und diesem Umstande verdankt es ohne Zweifel zum großen Theil den ungeheuern Umschwung seiner Industrie. Während, vor ungefähr 97 Jahren, nicht mehr als 17,000 Tonnen Eisen jährlich producirt wurden, beträgt die Fabrikation gegenwärtig über 700,000 Tonnen und es ist dieselbe fortwährend im Steigen.

Die Gesammtausbeute der Kohlenwerke in England und Schottland beträgt 92,000,000 Preussische Tonnen (die Tonne zu 2171 Preussischen Pfunden). Die jährliche Kohlenproduction im preussischen Staate dagegen beläuft sich nach 5jährigem Durchschnitt auf 6,908,759 Tonnen. In Frankreich, wo dieselbe täglich höhere Bedeutung erlangt, betrug dieselbe im Jahre 1834 schon 19,919,656 Tonnen. In Rußland ist bisher das Gouvernement von Katharinosloff das einzige, wo Kohलगewinnung stattfindet, deren Ausbeute in neuester Zeit auf 170,000 Centner angegeben wird; es muß daher dieses Reich 19 Theile seines Bedarfs aus England beziehen.

Der älteste Steinkohlenbau ist der in den Niederlanden und im nördlichen Frankreich. In der Gegend von Lüttich, wo bereits im Jahre 1198 Schächten unsers

Fossilien bestanden haben sollen, dürfte vielleicht die früheste Spur dieses Bergbaues zu suchen seyn. — Von New-Castle am Tyne-Fluß, kamen im Jahre 1305 die ersten Steinkohlen nach London.

Die Hauptfrage wegen einer möglichen Erschöpfung der Steinkohlenlager, wird dahin beantwortet, daß daran vor der Hand, d. h., für die nächsten tausend Jahre und darüber wohl nicht zu denken, wohl aber die Auffindung neuer Behälter mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen sey. Es sind Berechnungen angestellt worden, zu Folge deren schon die Gruben in den Provinzen Northumberland und Durham allein den ganzen Bedarf von Großbritannien noch über anderthalb Jahrtausende zu liefern vermögen, und dazu kommt noch, daß die bekannten, aber bis dahin nicht bearbeiteten Kohlenflöße eine Fläche von 732 englischen Quadratmeilen einnehmen.

3) Der Pauperismus von Prof. Bülow. (S. 79—117.)

Nachdem der Verfasser den Zustand der Armuth im Mittelalter, in den Zeiten der Reformation und den nächstfolgenden Jahrhunderten mit kurzen, charakteristischen Zügen geschildert hat, geht er zur nähern Betrachtung derselben in der neuesten Zeit, zu den verschiedenen Ansichten über ihre Ursachen und zu den Mitteln über, in welchen man Abhilfe dawider gesucht hat und noch sucht.

Mehre Schriftsteller über diesen Gegenstand, an deren Spitze namentlich Malthus steht, suchten den Grund der Verarmung hauptsächlich in der Uebervölkerung einzelner Länder, und empfahlen Auswanderungen als das Hauptgegenmittel. — Andere wieder fanden die letzten Gründe in dem modernen Systeme der Nationalökonomie, wodurch eine ungleiche Vertheilung des Erwerbs bedingt werde. Die Vertheidiger dieser Ansicht scheiden sich aber wieder in zwei Klassen, in die Reactionäre, welche alles auf die frühern Zustände zurückführen möchten, und in die Revolutionäre, welche eine ganz neue Basis des Gewerbslebens einzuführen streben. Es folgt hierauf eine unparteiische Würdigung der Ansichten der bedeutendsten neuern Staatswirthschaftslehrer, nach welcher der Verfasser zur Darlegung seiner eigenen Theorie übergeht.

Als ersten Grundsatz für alle, die mit der Sorge für das Armenwohl beauftragt sind, stellt er auf: Es den Armen möglich und wünschenswerth zu machen, sich selbst aus dem Zustande der Nahrungslosigkeit empor zu arbeiten. Daher gestatte man zuerst das Recht zur Arbeit; dazu trage die Sorge des Staats für die körperliche, geistige und sittliche Kraft des Volkes bei. Man löse ferner Willen und Reiz zur Arbeit ein. Für die Gelegenheit zur Arbeit mögen die Armenbehörden durch Rath, Empfehlung und Beförderung behilflich seyn. Die Mittel zur Arbeit bestehen in Grund und Boden, Werkzeugen und Kapital. In ersterer Hinsicht ist eine verbesserte Agrargesetzgebung erforderlich; in zweiter: Belehrung, Erfindungsprämien u. s. w.; in dritter: Sparkassenanstalten. — Die Armuth wird endlich vermindert durch Sorge des Staats für wohlfeile Lebensmittel. Deshalb rath der Verfasser: Entfesselung des Landbaues, Aufhebung der Zunftmonopole und städtischen Gerechtsame, Uebergang von dem Schutzsysteme zur

Handelsfreiheit, Aufhebung der Abgaben, welche die ersten Lebensmittel betreffen.

Was die wirklich in Armuth befindlichen Individuen anlangt, so unterscheidet der Verfasser vier Klassen, nämlich 1) Arme, welche die zur Ernährung erforderlichen Kräfte und Fähigkeiten noch nicht besitzen, z. B. Waisen, Findlinge, verwahrloste Kinder. 2) Arme, welche jener Kräfte und Fertigkeiten für immer oder zeitweise beraubt, oder doch an deren Ausübung behindert sind, z. B. Blindgeborene und Taubstumme, Kranke und Altersschwache. 3) Arme, welche die zu ihrem Unterhalte erforderlichen Kräfte und Fertigkeiten zwar besitzen und auch dieselben auszuüben bereit sind, jedoch keine Gelegenheit finden, dieselben auszuüben. Endlich 4) Arme, aus Arbeitsscheu. Bei jeder dieser 4 Klassen wird die vom Staat zu befolgende Methode mit gedrängter Kürze und auf das Zweckmäßigste dargelegt. — Es kann daher die Lectüre dieses inhaltreichen Auffasses, bei welchem auch die Angabe der neuesten einschlagenden Literatur nirgends vermisst wird, allen, für den hochwichtigen Gegenstand des Armenwesens sich Interessirenden, nicht dringend genug empfohlen werden.

4) Die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaft, von H. Leo. (S. 118—136.)

An der Spitze dieser kleinen geistreichen Abhandlung steht die Frage: „Hat überhaupt dieser Gegenstand ein wahres Interesse, hat er irgend eine wichtige Beziehung zur Gegenwart, oder ist die Frage nach ihm nicht vielmehr eine müßige, die sich nur dann lebhaft vordrängt, wenn längere Ruhezeiten alle wahren Lebensinteressen in eine Art Schlummer einsinken?“

Die Antwort hierauf wird aus einer allgemeinen Erscheinung des organischen Lebens entnommen. Der Baum verjüngt sich in seinen Zweigen, deren jeder wieder im Grunde der alte Baum, nur nicht mit Bodenzwurzeln, sondern mit Knospenwurzeln ist. So ist auch in der Entwicklung des Geistes alle wahre Erkräftigung nur ein Wiederaufwecken, nur ein Verjüngen der ursprünglichen Art. Was war z. B. die kirchliche Reformation im 16ten Jahrhunderte anders, als ein Wiederholen der ältesten Einrichtungen der Kirche, nur daß der alte Boden fehlte, und deshalb nicht Bodenzwurzeln, sondern Knospenwurzeln getrieben wurden. So bildet auch für das Leben eines Volks dessen ursprüngliche Art eine sittliche Grundlage, die Anschauung derselben ist ein Verjüngungsmittel, und ihr Keim treibt und treibt, so lange noch ein Lebensfunke in der Nation ist, immer wieder Analoges hervor.

Die Kenntniß der Ursprünge deutscher Geschichte, Sprache, Dichtkunst, Rechtsverfassung und Sitte, sind daher nicht bloß ein luxurirender Zweig der Wissenschaft, sondern ein Fundament derselben.

Nach Feststellung dieses allgemeinen Standpunktes geht der Verfasser nun zur Würdigung der neuesten Leistungen in den einzelnen Gebieten deutscher Alterthumskunde durch Jacob Grimm, Lachmann, Wackernagel, Warnkönig, Fürth, Uhland und Lebebur über, wohin wir ihn jedoch nicht weiter begleiten können. Wir begnügen uns damit, unsern Lesern die Grundansicht über

den Werth dieser Wissenschaft dargelegt zu haben, und sind vollkommen überzeugt, daß eine, für das gebildete Publikum entworfene Zusammenstellung der Resultate deutscher Alterthumsforschung, wobei jenes Princip festgehalten und nach allen Seiten hin lichtvoll hervorgehoben würde, vom wohlthätigsten Einfluß auf die Belebung deutscher Sinnesart und Vaterlandsliebe wirken, und ein tieferes Verständniß unserer Nationalgeschichte eröffnen müßte.

5) Die literarischen Zustände Belgiens. Eine Skizze von Dr. E. A. Warnkönig.

Der hochverdiente Verfasser dieses Aufsatzes, welcher selbst neunzehn Jahre in Belgien verlebte und als Professor der Rechtswissenschaft an der Universität zu Lüttich lehrte und wirkte, war gewiß vor vielen Andern berufen, uns etwas Gediegenes und Unparteiisches über den geistigen Culturzustand jenes Landes zu geben. Mit Dank empfangen wir das, was er uns bereits in dieser einleitenden Abhandlung bietet, und sehen mit Verlangen der Fortsetzung entgegen, die er uns am Schlusse derselben verspricht.

Seit dem Tode der Kaiserin Maria Theresia waltete ein unglückliches Verhängniß über die belgischen Provinzen. Die unvorbereiteten und so viele Interessen zerstörenden Reformen Kaiser Josephs II., waren zu sehr im Widerspruch mit einer an ihrem Glauben, ihrer Verfassung und Nationalität festhaltenden Bevölkerung, als daß sie wohlthätig auf letztere einwirken konnten. Kaum waren die dadurch veranlaßten politischen Unruhen beseitigt, als die französische Revolution Belgien verschlang und es 1795 der Republik einverleibte. Die wallonischen Provinzen verschmolzen sich schnell mit Frankreich, dessen Sprache sie redeten; in den flamändischen sank das germanische Idiom in Verachtung; alle Nationalität war unterdrückt und die natürliche Geistesentwicklung gehemmt. — In der Napoleonischen Zeit wurde der militärische Geist allein angeregt, die klassischen Studien hatten eine rein französische Richtung, nur die mathematischen und physikalischen Wissenschaften erfreuten sich einigen Gedeihens.

Schon damals standen sich zweierlei Unterrichtsanstalten feindlich gegenüber, die der Regierung und die der Geistlichkeit. Jene bestanden in den drei höheren Facultäten zu Brüssel, einer Faculté des sciences zu Lüttich und mehren Lyceen zu Maastricht, Namur, Antwerpen u. s. w. Die katholische Geistlichkeit, welche in jenen Lyceen nur Schulen des Materialismus erblickte, errichtete im Gegensatz zu ihnen Pensionsanstalten, oft nur von einem alten Pfarrer oder Professor gehalten, späterhin auch jesuitische Schulen und bischöfliche Seminarien. Die Regierung verachtete und ignorirte diese Oppositionsanstalten, welche jedoch im Stillen an ihrem Werke fortbauten. Auch erhielt sich der altkatholische Sinn an vielen Orten, besonders bei dem auf dem Lande lebenden Adel. — Belgien hatte während der zwanzig Jahre seiner französischen Einverleibung keine gelehrten Celebritäten: die Buchdruckereien waren im größten Verfall.

Als durch den Londoner Vertrag im Jahre 1815 die Verbindung Belgiens mit Holland ausgesprochen war,

hatte die Regierung des neuen Königreichs eine schwierige Aufgabe zu lösen. Zwei und eine halbe Million Holländer, eben so viele Flamänder, achtmalshunderttausend Wallonen und gegen zweimalshunderttausend Deutsche sollten gleichgesinnte Niederländer werden. — Bereits im Jahre 1816 ward die Reform des gesammten Unterrichtswesens begonnen und mit Beharrlichkeit durchgeführt. Universitäten und Athenäen wurden nach dem Muster der holländischen errichtet, und überall Gründlichkeit des Studiums, besonders des klassischen, anstatt glänzender französischer Oberflächlichkeit beabsichtigt; in allen Gymnasien ward die holländische Sprache gelehrt, um die künftige Assimilirung beider Völker vorzubereiten.

Es entstanden nun auch allmählig mehre Zeitschriften, die sich eines mehr oder minder guten Fortgangs erfreuten, wie der *Observateur Belge*, der *Spectateur*, der *Mercure Belge* und die *Annales Beligues*. Auch die Wiederherstellung der durch den Grafen Kobenzl 1769 gestifteten Academie des sciences et belles lettres zu Brüssel sollte das Ihrige zur Wiederbelebung einer nationalen Cultur beitragen. Dennoch war während der ersten zehn Jahre kein rechter geistiger Aufschwung in Belgien sichtbar. Einheimische Gelehrte gab es wenig und es fehlte ihnen die Gabe, schön zu schreiben. Nur was man in Paris pries, wurde gelesen und nachgedruckt. Geschmack, Geist, Wiß, alles kam von dort fertig und vollendet; die französischen Berühmtheiten waren so colossal, daß sie jeden einheimischen Ruf verdunkelten.

Das Jahr 1825 führte eine neue Epoche herbei; es war der Wendepunkt der innern Politik der Regierung. Bis dahin waren die katholische und liberale Partei auf gleiche Weise behandelt, den Anhängern beider der nämliche Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten gestattet worden. Allmählig verlor sich das Mißtrauen auf Seiten der Regierung, die Gemäßigten der katholischen Partei näherten sich dem König, kamen nach und nach in die bedeutendsten Stellen und erlangten großen Einfluß in den Kammern. Nun gaben die Liberalen laut zu verstehen, daß jene schlaue Faction nichts anderes betriebe, als die Begründung der Priesterherrschaft und die Untergrabung des Thrones. Das Aufblühen der jesuitischen Pensionate, der innige Zusammenhang mit den französischen Congregationen, die geringe Bildung des belgischen Klerus, alles dieß wurde in die Waagschale gelegt, um die Regierung zu einer extremen Maßregel anzuspornen.

Da erschienen die wichtigen königlichen Verordnungen vom 14. Juni 1825, welche die den Katholiken so theure Unterrichtsfreiheit beschränkten, und den künftigen Theologen einen zweijährigen Lehrcursus auf dem philosophischen Collegium zu Löwen auflegten. Es entstand eine gewaltige Gährung, die Freiheit des Unterrichts war das Losungswort und fand bald auch bei einem Theile der Liberalen Anklang. Dieser bestand aus jungen Advokaten und Aerzten, welche den Theorien der französischen Doctrinaires huldigten, und eine vollkommene religiöse Toleranz zum Princip erhoben. Wenn die katholische Partei die Lehrfreiheit reclamirte, so verlangte dagegen die liberale nach der durch die königlichen Decrete vom Jahre 1818 beschränkten Pressfreiheit. Beide Par-

teien schlossen im Jahre 1829 die sogenannte Union, welche die Regierung zu andern Maximen und zur Abstellung gewisser articulirter Beschwerden zwingen wollte.

Trotz dieser politischen Umtriebe hatten die wohlthätigen Bestrebungen der Regierung für geistige Cultur allmählig ihre Früchte getragen. Nationalökonomie, Philologie und Jurisprudenz wurden eifrig betrieben; mehre Böglinge der Universitäten traten als Schriftsteller auf. Die feurigsten Köpfe, wie Lebreu, Rogier, Devaux u. A., bewegten sich auf dem Felde der Politik und begründeten Tageblätter, die allerdings meist die Farbe der Opposition gegen die Regierung trugen. Das Studium der Geschichte wurde in Brabant und Flandern mit Liebe gepflegt. Der *Messenger des sciences et des arts* trat in Gent und die *Archives historiques et littéraires* zu Löwen an's Licht. Die glänzendste Periode der belgischen Universitäten fällt von 1825 bis 1830; Leben und Bewegung war überall sichtbar.

Inzwischen wurden von den Parteihauptern mehre der ausgezeichnetsten Köpfe der Studirenden an sich gezogen und zu kräftigen Werkzeugen des Krieges wider die Regierung vorbereitet; dahin gehörten van de Weyher, Rogier, Rouffel, Rothomb, Lebreu u. A., welche späterhin als Verfechter der Revolution von 1830 auftraten.

Der Sieg dieser Revolution hatte im Allgemeinen einen nachtheiligen Einfluß auf den langsamen aber sichern Fortschritt der beginnenden Volksbildung. Die Vertreibung fast aller ausländischen Professoren, die erleichterten Doctoralprüfungen und die Ernennung mehrerer als Revolutionshelden berühmter gewordenen Studenten zu Professoren, bereiteten schon im December 1830 eine gänzliche Umgestaltung des Staatsunterrichts vor, welche durch das Gesetz vom December 1835 ihre Vollendung erhielt. Die Lehrfreiheit, die Examinations-Jury's, die Errichtung der sogenannten freien Universitäten im Gegensatz der Staatsuniversitäten, so wie das Herunterkommen der letztern, waren die nothwendigen Folgen davon. Die katholische Partei gewann die offenbare Oberhand. Die Gebildeten derselben, welche wohl fühlten, daß ein allzustarres Festhalten an den verjährten orthodoxen Satzungen im Widerspruch mit dem Geiste liberaler politischer Institutionen stehen würde, suchten eine moderne christliche Glaubensphilosophie im Geiste la Mennais, Beaufains, Gnolets u. A. zu begründen, konnten jedoch zu keiner Einheit in ihren Grundprincipien gelangen. Demungeachtet beginnt sich allmählig hieraus eine gewisse Geistesreformation zu gestalten. Das von Karsten zu Lüttich im Genies des neuen belgischen Katholicismus redigirte *Journal historique et littéraire*, welches 1834 begann, hatte bereits im zweiten Jahre darauf an dreitausend Abnehmer.

Zwei andere Wirkungen des neuen Umschwungs der Ideen sind die große Beförderung der Kunst, besonders der Malerei und der historischen Studien. Regierung und Kammern sind hierin in vollkommenstem Einverständnis, und es werden jährlich die bedeutendsten Summen zum Ankauf von Gemälden und Statuen, zur Ausbesserung der Denkmale gothischer Baukunst und zur Heraus-

gabe der ungedruckten Quellen belgischer Geschichte verwendet.

Der Verfasser verkennt nicht die Möglichkeit, daß sich Belgien zu einem höhern literarischen Standpunkt aufschwingen könne, doch stellt er noch am Schluß die Hindernisse zusammen, welche der völligen geistigen Wiedergeburt des Volkes noch lange entgegenstehn dürften. Diese sind: 1) der Mangel an tüchtigen Lehrerschulen, 2) die Verschiedenheit der Landesproben, 3) der Mangel eines Büchermarkts für inländische Literatur, während die größten Buchhandlungen eines Melier, Tarlier, Haumann u. A., sich bloß mit französischem, englischem und deutschem Nachdruck beschäftigen; endlich 4) der literarische Indifferentismus der reichern Klassen, welche sich lieber der Gemälde- und Blumenliebhaberei hingeben.

6) Heine's Schriften und Tendenz, von G. P. (S. 167—247.)

Der Verfasser rechtfertigt sich zuerst deshalb, daß er Heinen einer so ausführlichen Kritik unterwerfe, indem er dessen Stellung zur Literatur und zum Publikum, so wie den Einfluß, den er auf beide zu erlangen wußte, näher bezeichnet. Die Abhandlung selbst zerfällt sodann in zwei Haupttheile, wovon der erstere sich mit Heinen als Dichter, der letztere aber mit demselben als Prosaischer beschäftigt.

Indem wir unsern Lesern nun die Resultate dieser interessanten Kritik wiedergeben, wollen wir uns des directen Styls bedienen, bitten jedoch, dabei sich stets zu erinnern, daß nicht Referent, sondern der Kritiker G. P. (in dessen Namensschiffre wir einen bedeutenden süddeutschen Dichter zu errathen glauben) es ist, welcher das Urtheil spricht.

„Heine's Muse ist lyrischer Natur. Seine beiden Dramen *Ratcliff* und *Almansor* haben keinen dramatischen Werth; es sind lyrische Conceptionen in dramatischer Form.“

Heine besitzt eine außerordentliche Lebendigkeit, Beweglichkeit, Kraft und Gluth der Phantasie, doch möchte man glauben daß eben diese Phantasie bei ihm ganz oder größtentheils für das Herz vikarire. Sie zeigt bei ihm im vollsten Maße, was sie vermag; denn sie erschafft ihm nicht bloß Bilder, Einfälle und Verwickelungen, sondern ganze Stimmungen, Zustände, ja eine neue Individualität, freilich nur auf einige Zeit. Die reale Persönlichkeit behauptet immer wieder ihre Ansprüche und rächt sich oft an ihren Doppelgängern für die ihr untergeschobenen edeln und reinen Gefühle durch um so derbere, contrastirende Produktionen. —

Heine ist der Dichter der Nachtseite des menschlichen Herzens, und hat hierin einen Berührungspunkt mit Novalis. Wenn jedoch dieser in der Nacht eine liebende Mutter der Welt und des Lebens, ein Symbol der Ruhe im Gegensatz zum Kampf des Tages, ein Bild der Vorsehung und seligen Ewigkeit erblickte, so liebt sie Heine im polarisch verschiedenen Sinne. Er fühlt sich zu ihr hingezogen als zum wüsten Element trauriger und feindseliger Gespenster, als zur Erzeugerin schadenfroher Irrlichter, als zur Offenbarerin aller Greuel und Zerrißensheiten, welche der Tag schamhaft verhehlt. Novalis

feiert die Nacht geistig, Heine gespenstisch. Sein Buch der Lieder giebt die zahlreichsten Belege hierzu. Heine ist jedoch weit entfernt, seine Gespenster als etwas Objectives, wäre es auch nur als Dichter, hinstellen zu wollen. Sie dienen ihm nur zur Versinnlichung des Tumults von Gefühlen in seiner eignen Seele und gehören mithin in das Gebiet der subjektiven Lyrik.

Ein anderes Hauptthema von Heine's Liedern ist die unglückliche Liebe, in unzähligen Variationen, und man kann weder seiner Liebe, noch seinem Schmerz, das Anerkenntniß poetischer Wahrheit und Stärke versagen. —

Bei aller Virtuosität und Phantasie fehlt es Heinen an dem Vermögen der Composition im höhern Sinne; deshalb sind auch seine kürzesten Gedichte die schönsten. Sobald sie etwas ausgedehnter werden, bemächtigt sich ihrer gleichsam ein feindlicher Dämon, der sie am Schlusse entstellt, und dieser Dämon ist der kalte, boshaft züngelnde Wiß; desinit in piscem mulier formosa superne. (182.) Er sah den Triumph des Schönen nicht in seiner Durchdringung mit der Wahrheit und Sittlichkeit, sondern eher in seinem Sieg über diese Mächte; er zog den Kiesel der Rebellion dem Gefühl reiner, selbstbewußter Freiheit vor. Seine gepriesenen Naturlaute sind im Durchschnitt nicht die der ursprünglichen reinen Natur, sondern die Naturlaute der Corruption, welche allerdings die Mängel des sittlichen Gesellschaftszustandes der Zeit oft mit grellen Lichtern beleuchten, aber keine Erhebung darüber beurfunden, ja sogar, trotz aller scheinbaren Erbitterung und Feindseligkeit, immer wieder mit ihnen liebäugeln. (183.) Die Reckheit von Heine's Poesie zeigt sich in ihren kühnen Wortbildungen, in ihren anschaulichen Gedanken, in ihren hastigen Uebergängen und Sprüngen oft glänzend, bestechend, anmuthig, oft aber auch anwidernd; z. B. wenn er die Sonne „die runde Müze des Weltalls“ nennt. —

Dieser Krieg, den der Wiß mit dem Schönen führt, scheint sich bei Heinen leider immer mehr zu Gunsten des erstern zu entscheiden. So enthält der Salon mehre Gedichte an Pariser Dirnen, welche unter den schönen Namen Angelique, Seraphine u. s. w., gefeiert werden. Was soll man z. B. von der Trivialität folgender daraus entlehnter Verse sagen:

„Heimlich schienst du zu miauen:
Glaube nicht, daß ich dich trage,
Wage nur, mir zu vertrauen,
Ich bin eine gute Kabe.“

Der Kritiker wendet sich nun zu Heine's Würdigung als Prosaiker und erkennt hierbei an, daß ihm Geist, Wiß, Combinationskraft, große Gewandtheit und Klarheit des Ausdrucks neben einer glücklichen Anschauungs- und Einbildungskraft im hohen Maße zu Gebote stehn. Dagegen wird an seinem Style in formeller Hinsicht getadelt: 1) daß er aus Sucht zu glänzen seine Prosa mit unnützem poetischem Flittertand überlade; 2) daß er das Materialisiren der Begriffe in's Arge treibe, z. B. wenn er von „behaglicher Weltverdauung, schmiegiger Peuchelei, feister Ironie, klebriger Beharrlichkeit u. s. w. redet; und endlich 3) daß er die deutsche Sprache durch französische Worte, Begriffsformen und Redensarten fälsche.

Bevor der Inhalt der Heine'schen Prosa zur Prüfung kommt, werden einige allgemeine Bemerkungen über die Tendenz seiner Schriften vorausgeschickt. Heine kündigt sich als den Mann der Bewegung, als den Apostel einer neuen glücklichen Zeit an. Er hat dem eigensinnigen Conservatismus in allen Lebensgebieten, dem zähen Vorurtheil, der faulen Stagnation den Krieg erklärt, und fordert alles, was Jugendfeuer und Zukunftsohem in sich spürt, auf, seinem Banner, das einer glänzenden Zukunft entgegenflattert, zu folgen.

Fragt man nun 1) nach Heine's religiöser Tendenz, so stellt sich sein Haß gegen das Christenthum offen zu Tage, wenn er ihm auch scheinbar mitunter ein wohlwollendes Lob spendet. Heine verlangt die Emancipation des Fleisches, d. h. die Herrschaft der Sinnlichkeit über das geistig-sittliche Princip; folglich muß er dem Spiritualismus der christlichen Religion, welche gerade das Gegentheil verlangt, abhold seyn. Die Art und Weise, wie er sie anfeindet, ist verschieden. Bald zieht er unter der Larve des Ernstes und philosophischer Wissenschaftlichkeit mit Argumenten und Deductionen dagegen zu Felde, bald strebt er seine historische Realität in einen poetischen Duft aufzulösen, bald seine reinen Elemente mit unsaubern und gemeinen zu vermengen.

2) Heine als Philosoph erklärt sich für den Pantheismus, den er das öffentliche Geheimniß, die verborgene Religion Deutschlands nennt. „Gott ist identisch mit der Welt; er manifestirt sich in den Pflanzen, in den Thieren, aber am herrlichsten im Menschen, der zugleich fühlt und denkt. Im Menschen kommt die Gottheit zum Selbstbewußtseyn und solches Selbstbewußtseyn offenbaret sie wieder durch den Menschen. Aber dieß geschieht nicht in dem Einzelnen, sondern durch die Gesammtheit, so daß jeder Mensch nur einen Theil des Gott-Weltalls darstellt, alle Menschen zusammen aber das Gott-Weltall. Gott ist daher der eigentliche Held der Weltgeschichte. Das Bewußtseyn seiner Göttlichkeit (im Pantheismus) wird den Menschen zur Kundgebung derselben begeistern, und jetzt erst werden die wahren Großthaten des Heroenthums diese Erde verherrlichen.“ (Heine's Beiträge zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland.)

3) Was Heine der Politiker eigentlich für eine Farbe trage, ist schwer zu sagen, da er dieselbe so häufig gewechselt hat. Zur Zeit seiner Reisebilder war er noch enthusiastischer Anhänger Napoleons und sang dessen Sturz in elegischen Tiraden. Die Revolution von 1830 trat ein und Heine ließ seinen gefeierten Märtyrer des Völkenthums immer mehr sinken, um die Freiheit an die Stelle des Despoten zu setzen. Als aber das Königthum in Frankreich wieder festen Fuß faßte, erklärte Heine laut, daß er an den glänzenden Wahn einer französischen Republik nicht glaube und aus angeborener Neigung, wie aus Ueberzeugung, Royalist sey.

4) Ueber Heine's kritisch-ästhetische Tendenz endlich, spricht sich der Verfasser folgendermaßen aus: „Seine ästhetische Weltanschauung ist nicht die höhere Verklärung einer ihr zum Grunde liegenden sittlichen Weltanschauung, nicht die über dem Kampf schwebende

Ruhe eines siegreichen Herzens — es ist die sich selbst den Horizont verengende, sich verblendende faule Indifferenz, und so gilt ihm als Bestimmung des Menschen, des Einzelnen und der Völker, nicht der geistige und sittliche Fortschritt, sondern er, der Mann der Bewegung, verlangt nach wollüstiger Ruhe. Steigerung der Bildung hat für ihn nur Werth als Erweiterung der Genußfähigkeit, denn nur Genuß, nicht Thätigkeit, kann nach seiner Theorie Aufgabe des Lebens seyn. Einleuchtend ist, daß Heine dieser Theorie unzähligemal untreu werden muß; das Princip aller Geschichte ist die Perfectibilität, der geistige Fortschritt, das ewige Leben der Idee, die sich durch alle Hemmnisse Bahn bricht — und die Idee kann nicht der Genuß seyn.

„Sollen wir,“ fragt der Kritiker zuletzt, „aus dem Beifall, welchen Heine bei einem großen Theile des Publikums gefunden hat, einen Schluß auf den Geschmack und die Gesinnungen eines großen Theils der deutschen Leser machen? Allerdings ist er das Organ vieler geworden, indem er offen auszusprechen wagte, was ihnen dunkel vorschwebte. Denjenigen wird man umsonst predigen, die sich durch die Gesinnung zu Heine hingezogen fühlen; aber die Uebrigen, die bloß durch sein Talent für ihn eingenommen wurden, werden bald Alle einsehen, oder haben schon eingesehen, daß er kein Leuchtturm der Wahrheit ist, sondern ein Irrlicht, daß seine Vorurtheilslosigkeit die Leerheit des ausgebrannten Herzens, seine Freimüthigkeit eine Tochter der Lieblosigkeit und Schadenfreude ist. Heine ist der wahre Repräsentant des literarischen Egoismus, der, um Alles zu seyn, Alles aufgibt.“

7) Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage, von M. (S. 248—263.)

Der Verfasser erklärt sich für eine vollständige Emancipation der Juden, die jedoch nicht plötzlich, sondern stufenweise innerhalb bestimmter Zeiträume erfolgen und an gewisse unerläßliche Bedingungen geknüpft seyn soll.

Als solche Bedingungen nun werden festgestellt: daß die Landessprache in Schulen, Gottesdienst, Vorträgen und Handelsbüchern ausschließlich gebraucht, jeder Bevorzugung eines Juden vor einem Christen im öffentlichen Leben entzogen, und er von den Gebräuchen ein für allemal dispensirt werde, welche mit allgemeiner Wehrpflicht unvereinbar sind. Hierzu aber müsse nicht nur das heranwachsende jüdische Geschlecht zweckmäßig herangebildet, es müsse auch die Masse des christlichen Volks an vielen Orten zur Billigkeit und Duldung vorbereitet werden.

Einen besondern Werth legt der Verfasser auf die Beziehung der Israeliten zur allgemeinen Wehrpflicht und zur Verathung örtlicher Interessen, wodurch auch die schroffste Volksthümlichkeit gebrochen und dem Lande des jetzigen Aufenthalts zugewendet werde. Er beruft sich dabei auf das Beispiel von Preußen, Holland und Frankreich, wo diese Maßregel mit dem günstigsten Erfolge gekrönt worden sey. Eine Hauptsache bei Herbeiführung der Emancipation bleibe allerdings die Verjüngung des religiös-sittlichen Zustandes der Juden von in-

nen heraus, und diese könne bloß durch die Synagoge selbst erfolgen. Die Regierungen sollen sich hierbei kein positives Einschreiten erlauben, sondern sich bloß unterstützend und motivirend verhalten.

8) Auf welchem Standpunkte steht die vaterländische Geschichtsforschung? — Von W. M. — (S. 264—292.)

Der Verfasser macht zunächst auf den Umstand aufmerksam, daß unsere deutschen provinziellen Specialgeschichten ein ungeheures Uebergewicht über die allgemeine Volksgeschichte, so wie die gelehrte Forschung über die schöne Darstellung behaupten. Deshalb ist besonders die deutsche Geschichte noch nicht das für die Masse der Nation geworden, was sie seyn sollte und könnte. —

Er geht hierauf zu einer Charakterisirung der verschiedenen historischen Schulen in Deutschland über und unterscheidet dabei die der ältern Reichshistoriographen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, die der Cosmopoliten, der Romantiker, Skeptiker und Ektectiker. Als ein besonderes Verdienst der letzteren neuesten Schule wird die organische Auffassung des Völkerlebens und eine gerechtere Würdigung des Mittelalters hervorgehoben. Nachdem hierauf eine reichhaltige Uebersicht der neuesten Leistungen auf dem Gebiet deutscher Geschichte und der noch darin vorhandenen Lücken gegeben worden ist (S. 274—288), so wird die Aufgabe des künftigen deutschen Nationalhistorikers dahin festgestellt (S. 289): Ein großes Volk über seinen Gang durch die Geschichte aufzuklären, ihm den wichtigsten Inhalt seiner Erinnerungen zu vergegenwärtigen, und es zum klarsten Bewußtseyn dessen gelangen zu lassen, was sich als sein Charakter durch lange Erfahrung herausgestellt hat, was ihm unter allen Umständen treugeblieben ist, und worin es sich wiederholt geirrt hat, so daß es aus der Vergangenheit nützliche Lehren für die Zukunft entnehmen kann.

9) Ueber den Somnambulismus, von Professor Fischer zu Basel. (S. 293—323.)

Der Verfasser glaubt den Schlüssel zur Erklärung der räthselhaften Phänomene des Somnambulismus, unter welchem er sowohl das Nachtwandeln als das magnetische Schlafwachen und Hellsehen begreift, in folgender Theorie gefunden zu haben.

Seele und Lebenskraft sind nur ein und dasselbe geistige Princip der menschlichen Natur, welches sich nur auf verschiedene Weise in den körperlichen Stoff eingekörpert hat, und eben deshalb nun so verschieden erscheint und wirkt. Die Lebenskraft, welche den körperlichen Lebensprozeß besorgt, wohnt in den negativen Organen, den Gefäßen, Muskeln, Knochen und Häuten; die Seele dagegen, welche der Mittelpunkt des bewußten und freien Lebens ist, beherrscht das Nervensystem. Der Somnambulismus ist nichts anderes als eine krankhafte Lösung der Lebenskraft in den vegetativen Organen, wodurch sie zur Bewußtheit und Freiheit auch in jenen ungewöhnlichen Regionen erwacht. Die Seele, die im gesunden Zustande nur innerhalb des Nervensystems Seele ist, erwacht, nachdem sie hierin eingeschlafen, in den vege-

tativen Organen momentan zur Seele, indem sie ihre sonstige gesunde Gebundenheit krankhaft löst.

Herr Professor Fischer erklärt sich durchaus gegen die Ansicht, daß das Gangliensystem und namentlich das in der Herzgrubengegend liegende Venengeflecht der Sitz des magnetischen Lebens sey, indem ja auch durch die Spitzen der Finger und Zehen Wahrnehmungen der Schlafwachenden beobachtet worden seyen. Die Herabziehung der magnetischen Thätigkeit auf die Herzgrube sey ein bloßes zufälliges Ergebnis der künstlichen magnetischen Manipulation.

Indem er nun aus seiner eignen Theorie die Hauptphänomene des somnambülen Zustandes zu erklären strebt, beginnt er zuerst mit der Fern-Wahrnehmung ohne Vermittelung der eigentlichen Sinnesorgane. Für den Sitz dieser Wahrnehmung hält er die Haut mit den darin verzweigten Gefäßen und etwa noch mit den unmittelbaren darunter liegenden Muskeln.

Er erkennt jedoch zugleich an, daß aus dem Erwachen des Bewußtseyns in diesen Organen, sich das Phänomen der Perception noch nicht hinreichend darthun lasse. Deshalb flüchtet er zur Hypothese eines Mediums, welches die Dinge mit jenen Theilen in Verbindung setze, und bezeichnet dasselbe mit dem Namen des Rapports. Es sey gedenkbar, daß unser Körper und seine Lebenskraft in mannichfachen kosmischen Beziehungen zu andern Dingen und Personen stehen werde, welche im gesunden Zustande uns unbewußt bleiben.

Als eine zweite Haupterscheinung führt er die Steigerung der thierischen und geistigen Verrichtungen an, z. B. die Kühnheit der Nachtwandler beim Klettern, der divinatorische Blick u. s. w., und findet dieselbe dadurch erklärt, daß die Seele in jenen Zuständen in den Schooß der Lebenskraft gleichsam zurücksinke, die Lebenskraft aber unendlich geschickter, kunstreicher und gesetzmäßiger wirke, als die Seele. Endlich 3) beschäftigt er sich mit den merkwürdigen Erscheinungen des somnambülen Gedächtnisses, wobei er zu noch gewagteren Erklärungsweisen schreiten muß.

Referent bekennt offen, daß ihm das dunkle Gebiet des Schlafwandels und des Lebensmagnetismus, an dessen bestätigte Facta er übrigens sehr gern glaubt, durch obigen Aufsatz um nichts heller geworden ist.

10) Aphorismen über Kriegskunst, von Ritter Prokesch von Osten. (S. 323—371.)

Der Verfasser behandelt auf eine Weise, die auch für den Nicht-Militair verständlich und anziehend ist, folgende Gegenstände: 1) Ueber Miethsoldaten und Ausländer, wobei er ein fleißiges Studium des Machiavelli verräth. 2) Ueber die Theilnahme der Fürsten am

Kriegswesen. 3) Gründung und Ergänzung der Heere. 4) Energie in der Kriegsführung. 5) Kapitulationen gegen Heeresabtheilungen. 6) Ueber die Vorzüge der Strenge oder Milde im Dienst. 7) Ueber die Verantwortlichkeit und Belohnung der Feldherrn. 8) Das Beständige im kriegerischen Charakter verschiedener Völker. 9) Die Mittel, den Soldaten zu begeistern. 10) Kriegskosten. 11) Verbindungen mit Allirten. 12) Allgemeine Geschichte des Militärstandes. 13) Gründe des Verfalles der Heere; und 14) das Beförderungssystem.

11) Ueber Diplomatie; ihre Vergangenheit, Gegenwart und wahrscheinliche Stellung in der Zukunft. Von F. R. (S. 372—388.)

Der Verfasser, welcher, seinen Aeußerungen nach zu schließen, auf langer diplomatischer Laufbahn seine Erfahrungen gesammelt hat, bittet die Leser in einer Schlussanmerkung, den vorstehenden Aufsatz nur als Programm einer ausführlichen Darstellung anzusehen, welche noch im Laufe dieses Jahres unter dem Titel „Betrachtungen über Diplomatie“ in der Cotta'schen Buchhandlung erscheinen und 366 Paragraphen füllen wird. In der That wäre auch sonst das hier Gelieferte eine gar zu dürftige Realisirung dessen, was uns der Titel verheißt hat. Denn, nachdem die ganze Vergangenheit der Diplomatie auf drei Seiten abgethan worden ist, schildert uns der Verfasser auf den nächsten acht die Gegenwart und auf den letzten vier Seiten die wahrscheinliche Zukunft dieser wichtigen Wissenschaft. In dem Wenigen jedoch was uns vorliegt, zeigt sich überall eine vielseitige Bildung, praktische Fachkenntniß und eine edle freimüthige Gesinnung. Möge das letztere wenigstens durch folgende kurze Stelle belegt werden: „Die Regierungen werden häufiger als früher in den Fall kommen, rechtlich handeln zu müssen, und weise handeln zu wollen. Die Verschiedenheiten der Culturgrade, der Nationalitäten, verschwinden immer mehr und mit ihnen die Physiognomien der einzelnen Diplomaten. Deshalb kann man der Folgezeit, Diplomaten von Kopf, Herz und Benehmen eines geachteten Bankiers mit der Richtung nach den großen materiellen Interessen seines Landes, von guter, aber nicht nothwendig vornehmer Erziehung, und von einer Darstellung weit mehr seines Volks, als der großen Welt im Allgemeinen, mit einiger Wahrscheinlichkeit vorherzusagen.“

Möge das schöne Prognostikum, welches der Verfasser der Diplomatie stellt, recht bald in Erfüllung gehn, möge, wie er hofft, die Staatsklugheit den heiligen Bund mit der Moral und dem Rechte schließen! Soviel scheint wenigstens gewiß, daß sich die Antipathie der Völker wider Kabinettskriege und täuschende Kabinettsverhandlungen immer entschiedener ausspricht.

Ernst von Brunnow.

Druckfehler.

In Nr. 17 dieser Blätter, Seite 89, Spalte 2, Zeile 9, von unten ist zu lesen: der schaffende Genius.